

tung wegen der großen Bautätigkeit, die dieser Prälat im ganzen Umkreise des Schäftlarnischen Besitzes entfaltete. Er begann auch noch den Bau der herrlichen Klosterkirche (1733), die aber erst sein Nachfolger Abt Felix Hege (1752–1776) vollendete. Von Seite 117–127 gibt P. L. Abstreiter einen sehr guten Ueberblick über die ganze Baugeschichte der heute noch aller Auge erfreuenden Schäftlarn Stiftskirche. 1776 trat der letzte Schäftlarn Abt Gottfried Spindler (1776–1803) die Regierung an. Er war ein ausgezeichnete Mann, dem es das Kloster zu verdanken hat, daß es untadelig in seinem Ruf, wohlbestellt nach innen und außen, im Unglücksjahre 1803 der Gewalt weichend, untergehen konnte: Das Kloster hat sein Unglück nicht verschuldet, es wurde das Opfer eines glaubenslosen, rationalistischen Zeitgeistes.

Von Seite 143–161 behandelt P. L. Abstreiter die Zeit nach der Aufhebung 1803. Es greift uns heute noch ans Herz, wie schonungslos man mit den Stätten umging, wo jahrhundertlang das Lob Gottes verkündet wurde. Mannigfach sind die Geschicke, die das Klostergut über sich ergehen lassen mußte, bis endlich 1845 Schäftlarn wieder in geistlichen Besitz kam: es wurde von den Englischen Fräulein käuflich erworben. 1866 endlich durften die Benediktiner wieder in Schäftlarn einziehen. Die 50 Jahre, die seitdem vergangen sind, behandelt P. L. Abstreiter nicht mehr; er gibt nur noch eine Uebersicht der Vorstände, die das Kloster seither regiert haben.

Die Seiten 163–191 füllt eine sehr feinsinnige Beschreibung der Kirche. Dieses herrliche Gotteshaus stellt sich dem Besucher von heute als ein einheitliches, wohlthuendes und bedeutendes Werk des Rokoko dar und bleibt ein Ehrenkmal der hochentwickelten Münchener Kunst aus dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Eine Reihe von Anhängen (pag. 193–209) [Reihenfolge der Aebte und Pröpste; Verzeichnis der mit Schäftlarn in Gebetsverbrüderung stehenden Klöster; Inventar bei der Wahl des Abtes Gottfried, 11. November 1776; Verzeichnis der Schäden während der Kriegsunruhen von 1796] und ein sorgfältig ausgearbeitetes Namens-, Orts- und Sachregister (pag. 211–223) beschließen die „Geschichte der Abtei Schäftlarn“.

Der Druck des Buches ist sehr sorgfältig von der Firma Franz X. Seitz in München ausgeführt. Auch die 32 meist in den Text verstreuten Bilder sind mit nur ganz wenigen Ausnahmen (pag. 125, 131, 183) sehr wohl befriedigend ausgefallen. Das Buch, das uns P. Leo Abstreiter mit vorliegendem geschenkt hat, ist eine ebenso willkommene wie dankenswerte Jubiläumsgabe.

P. Sigisbert Mitterer.

Baugeschichte des Stiftes Schotten in Wien. Von Dr. Albert Hübl, Professor und Bibliothekar. Mit Titelbild, 13 Textillustrationen und 14 Tafeln. Gerold & Co., Wien 1914. (Sonderabdruck aus dem 46. Bande der Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien.)

Unter den zahlreichen altherwürdigen Stiften der Habsburger Monarchie, welche die Stürme der Zeiten überdauert haben, und heute in unverblühtem Glanze dastehen, nimmt die Westminster-Abtei der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt eine ganz eigenartige Stelle ein. Auch für den flüchtigen Besucher Wiens geben die Straßenbenennungen „Schottenring“, „Schottengasse“, „Schottenfeldgasse“ Kunde von der hohen Bedeutung des Hauses. Die Gebäude selbst sind im Gegensatz zu den außerhalb der Städte liegenden Klosterpalästen nur wenig hervortretend, zwischen Häuser eingezwängt, dazu künstlerisch viel übertroffen, wenn auch in neuester Zeit manches geschehen ist, um die Bedeutung des Hauses auch durch die Kunst zum Ausdruck zu bringen. Auch kunstgeschichtlich nimmt das

Wiener Schottenstift eine eigentümliche Stellung ein. Es ist eine späte Benediktinergründung, und gehört dem Jahrhundert an, in dem sonst Chorherren und Cisterzienser „modern“ waren. Das Stiftsgebäude, wie wir es heute sehen, entstammt Perioden, welche in der Kunstgeschichte Wiens keineswegs Höhenpunkte bedeuten. Die Kirche entstammt der für Wien sehr sorgenvollen Zeit vor der endgültigen Befreiung von den Türken 1683, der umfangreiche Schottenhof der Biedermeierzeit, wo zwar die Musik in Wien ihren unvergleichlichen Höhepunkt erreichte, die Monumentalkunst dagegen ebenso darniederlag; der neue Trakt gegen die Helferstorferstraße entstammt der ebenfalls künstlerisch nicht allzuhoch eingeschätzten Zeit des „Kraches“. Das in jüngster Zeit wesentlich erweiterte Gebäude des berühmten Stiftsgymnasiums ist schließlich ganz versteckt.

Und doch bietet die Kunstgeschichte des Hauses eine Fülle überaus wertvollen Materials. H. hat das Quellenmaterial, insbesondere die Abbildungen mit Bienenfleiß zusammengetragen und kritisch verwertet. Die Arbeit gliedert sich deutlich in zwei Teile. In die Zeit des Mittelalters bis zum Beginn der Gegenreformation des 17. Jahrhunderts, aus welcher Zeit allerdings nur spärliche Reste erhalten sind, die alte Anlage sich aber überall durchfühlen läßt. Ueberzeugend ist der Nachweis von der Uebereinstimmung der Westpartie mit der noch bestehenden analogen Emporenanlage an der Schottenkirche zu Regensburg. Trotzdem war die Wiener Kirche im übrigen sehr wesentlich verschieden. Es war ein durchgeführter Gewölbebau, was wir an der Anlage der „finsternen Sakristei“ ersehen, hatte ein Querhaus, nach dem sich die Seitenschiffe neben dem Chor fortsetzten, wovon eben die „finstere Sakristei“ noch ihre Formen bis heute erhalten hat. Dieselbe Anlage findet sich bei den Benediktinerkirchen von Ellwangen und Königslutter; ohne Querhaus, im übrigen sehr ähnlich auch in Trebitsch. Mit diesen Bauten verglichen, erkennt man an dem heutigen Bestande, daß das Altarhaus mit den Seitenschiffen keineswegs so einheitlich angelegt war wie bei den genannten Kirchen oder auch in Klosterneuburg, sondern daß am Chore der Schottenkirche bereits im Mittelalter Umbauten stattfanden, bei denen ältere Reste mitbenutzt wurden.

Von der Gegenreformation ab stehen wir auf sicherem Boden, denn wir haben es mit Bauten zu tun, die eben, größtenteils wenigstens, noch bestehen. Das erste, was umgebaut wurde, war die Kirche, wie wir sie jetzt heute vor uns haben. Die Chornischen (Apsiden), welche nicht nur den Chor sondern wohl auch die Seitenschiffe abschlossen, wurden entfernt, dagegen blieben die Mauern der Chorpartie stehen, im linken Seitenschiff sogar das Detail erhalten. (Die Eckblätter der romanischen Basen wurden erst bei der letzten Restauration abgemeißelt, wie überhaupt damals manches wertvolle verloren ging, wovon H. mehrfach berichtet.) Nicht ganz leicht erklärt sich die Anlage des von der Kirche getrennten Ostturmes, da die Kirche selbst doch auf zwei, und zwar weit größere Fassadentürme beantragt war.

Die Einzelheiten des Stiftsbaues bzw. Umbaues werden im einzelnen sorgfältig nachgewiesen. Die großzügige monumentale Ausschmückung des Innern der Schottenkirche seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist nach Gebühr gewürdigt. Auch diese geht über die Zeit hinaus, denn sie ist die einzige wirklich monumentale Kirchengestaltung neuerer Zeit zu nennen. Weniger geglückt muß die Ausschmückung des Äußeren insbesondere der Abschluß der Fassadentürme durch Stumpfdächer genannt werden. Gar mancher Schmuck bleibt innen wie außen noch hinzuzufügen. Sehr angenehm berührt, daß die ästhetischen Arbeiten auf das notwendigste beschränkt sind. Es fällt nur auf, daß die Monumentenhalle „Mausoleum“ neben der Kirche – geschmacklos genannt wird. (S. 21.) Sie ist es gewiß nicht mehr noch weniger als der ganze Bau Kornhäusls.

Jedes Lobes wert ist auch die Ausstattung des Buches. Vor allem wertvoll ist die als Titelblatt eingefügte Wiedergabe des im Original nicht allgemein zugänglichen Gemäldes von P. Alt, das die Innenansicht der Kirche vor der neuen Ausschmückung auch in ihrer Farbenwirkung wiedergibt, welche nur mehr die ältere Generation noch im Gedächtnis hat.

Wien.

A. Schnerich.

Die Geschichte der scholastischen Methode nach den gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von Dr. Martin Grabmann. Erster Band: Die scholastische Methode von ihren ersten Anfängen in der Väterliteratur bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts. Zweiter Band: Die scholastische Methode im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. B. Herder, Freiburg im Breisgau 1909, IX und 354 Seiten Mk. 5.60; 1911, XIII u. 586 S. 9. — Mk.

Ueber die hervorragende Bedeutung, die das vorliegende Werk des Wiener Universitätsprofessors M. Grabmann für die Geschichte der Scholastik im allgemeinen bot, habe ich in der „Theologischen Revue“ (1910, Nr. 5, 156 f. und 1914, Nr. 15/16, 461 ff.) eingehend berichtet. Darum beschränke ich mich hier darauf, das Werk vom Standpunkt der Geschichte der Theologie im Benediktinerorden zu besprechen. Dabei gehe ich zunächst aus von den Ausführungen, die sich auf die berühmteren Gottesgelehrten unseres Ordens beziehen.

An erster Stelle ist der hl. Petrus Damiani zu nennen, der durch seine Auffassung der Philosophie als ancilla theologiae (De divina omnipotentia, cap. 5, P. L. 145, 603) Einfluß auf die Entwicklung der theologischen Methodenlehre gewann. Dem neuerdings wiederholt auftretenden Bestreben gegenüber, den Heiligen zu einem extremen Antidialektiker zu stempeln, nimmt Grabmann eine zurückhaltende und besonnene Stellung ein, die ihn ermöglicht, wie mir scheint, den Gedanken des Kirchenlehrers besser gerecht zu werden, wie dies bei manchem sonst verdienten Forscher der Fall gewesen ist. (Vgl. I, S. 231 ff.) Ich kann folgende Worte nur unterschreiben: „Es hat der Satz, daß die Philosophie ancilla theologiae sei, bei Damiani nicht einen wesentlich anderen Sinn als bei Johannes von Damaskus und bei den Denkern der Hochscholastik“ (S. 233).

Ganz überraschend ist die Feststellung (I, 234 ff.), daß die Sic-et-non-Methode, für deren Urheber bisher Abälard galt, schon in den kanonistischen Schriften des Verfassers des „Micrologus“, des Benediktiners Ber-nold von Konstanz, „in einer ziemlich ausgeprägten Form“ zur Anwendung kommt.

Der aus 2 Kapiteln bestehende fünfte Abschnitt des ersten Bandes (S. 258 ff.) ist dem hl. Anselm von Canterbury gewidmet. Nachdem Grabmann ein anschaulich gezeichnetes Bild von der wissenschaftlichen Individualität des Heiligen entworfen (Kap. 1), unterzieht er dessen wissenschaftliche Methode einer eingehenden Analyse (Kap. 2). Hier wird zuerst die Bedeutung der auctoritas für das wissenschaftliche Arbeiten Anselms untersucht. Das Ergebnis lautet: Das Schrift- und Väterstudium ist also für Anselm ein Mahnruf zu selbstätiger Erforschung der Offenbarungswahrheit. Die durch die kirchliche Autorität, durch Schrift und Väter gewährleistete fidei certitudo drängt ihn vorwärts zur Ergründung der fidei ratio, geleitet ihn zur veritatis contemplatio, die auctoritas selbst schlägt ihm die feste Brücke zur ratio.“ (S. 272). Darauf erforscht Grabmann die Funktionen der ratio in der Methode des Heiligen, deren erste das Erstreben einer rationellen Einsicht in den Glaubensinhalt bildet, die keineswegs rationalistisch aufzufassen ist. „Sie will über das durch den Glauben verbürgte Daß auch in etwas zum Verständnis des Was und Wie der über den